Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 45

Artikel: Das war der Kampf vor Sewastopol

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712923

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

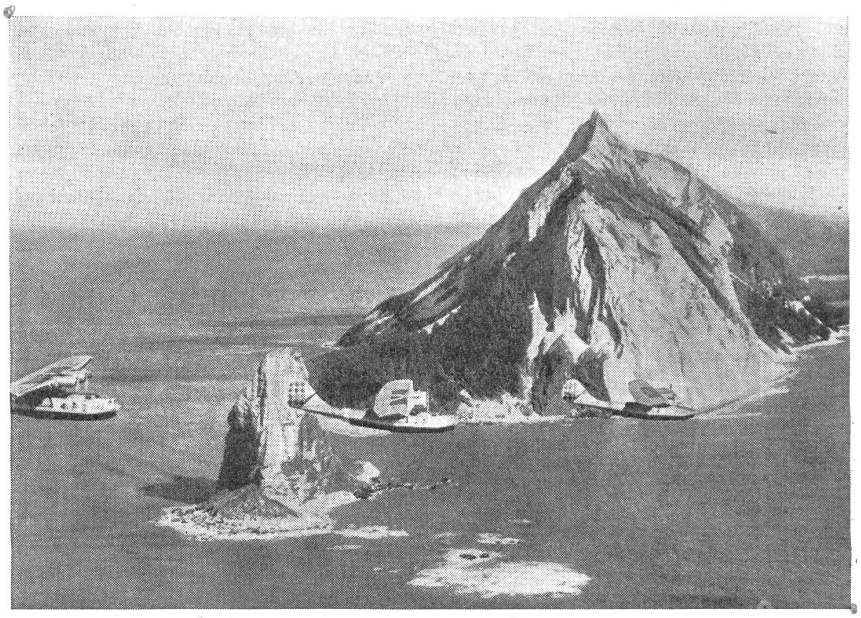
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Meerenge von Alaska und Sibirien, die Beringstraße, ist bloß etwa hundert Kilometer breit, bei gutem Wetter sieht man von Amerika nach Asien, das werden die Aliierten wohl ausnützen, wenn es notwendig wird. Auch starkgepanzerte Eisbrecher fahren hier während des Winters und ermöglichen den Warentransport von USA nach Rußland. Die Nord-West-Passage, die jahrhundertelang von Forschern gesucht wurde, wird jetzt im zweiten Weltkrieg verwirklicht. Alaska steht noch nicht im Vordergrund, aber hier werden mit größter Intensität Flugplätze erstellt und durch Kanada hindurch wird eine riesige Autostraße gebaut, die mit 14 Millionen Dollars voranschlagt ist. Die größte Demokratie setzt alles daran, um an der schmalsten Stelle den Sonnenball wirksam angreifen zu können.

Die Amerikaner selbst wissen von ihrem Alaska freilich nur von Jack London, daß es dort sehr kalt ist — sie haben nun auch erfahren, daß dort militärische Maßnahmen in größtem Maßstabe durchgeführt werden — aber sie wissen nicht, daß Alaska auch einen sehr heißen Sommer hat, oft bis zu 30 Grad, daß es nicht bloß seine 60 000 Einwohner, sondern zehn Millionen Menschen ernähren könnte und ein eigentliches Land der Zukunft ist.



Das «Gibraltar» Alaskas, Kap Elias im Golf von Alaska. — Le cap Elias, «Gibraltar» de l'Alaska. — La «Gibilterra» dell'Alaska, Kap Elias nel golfo di Alaska.

Das war der Kampf vor Sewastopol

Sewastopol gilt als einer der am stärksten befestigten Punkte der Welt. Die Natur und die seit langem bekannte Befestigungskunst der Russen haben die hohen und schluchtenreichen Uferfronten des Hafens Sewastopol zu einem stählernen Ring gemacht. Die Garnison war außerordentlich stark und verfügte über alle Mittel der Abwehr, die geschickt und außerordentlich zäh verwendet wurden. So gehören die Kämpfe um Sewastopol zu den härtesten Schlachten des Krieges im Osten.

Einem Bericht des deutschen Kriegsberichters Werner Kolbe entnehmen wir nachfolgende anschauliche Schilderung der schweren Kämpfe. Redaktion.

Tagelang hat unsere Artillerie, haben Batterien aller Kaliber auf Sewastopol getrommelt. Tagelang haben sich Morgen für Morgen die Bombenschächte unserer Maschinen über den Befestigungsanlagen geöffnet. Und tagelang saß unsere Infanterie in den vordersten Stellungen; in Löchern und Gräben und beobachtete jede Bewegung des Feindes, schickte Spähtrupp und Spähtrupp durch das geheimnisvolle Niemandsland.

Und dann war es so weit. Die letzten Teile der Kompagnien waren nach vorn gezogen worden und erreichten zu nächtlicher Stunde ihre Kameraden in ihren Bereitstellungen.

Vorsichtig und langsam ging es die letzten 500 Meter vorwärts, lautlos, der Feind durfte durch nichts auf unsere Vorbereitungen aufmerksam werden. Das Brummen unseres Störungsfeuers, das Sausen und Gurgeln der Geschosse über uns, hin und wieder das Bellen eines Mgs vorn am Hang, sonst tiefste Ruhe.

Da, plötzlich, blitzt vorn eine Leuchtkugel auf und läßt blendendweißes Licht über die kalkigen Felsen fließen. Sofort erstirbt jede Bewegung, alle stehen geduckt an den Hang gepreßt. Sind sie entdeckt?

Alles bleibt jedoch ruhig, und wieder geht es weiter, 50, 100 Meter. Drei-, viermal wiederholt sich das. Dann sind die Ausgangsstellungen erreicht, Unterstände, Löcher und Gräben am diesseitigen Hang einer Schlucht, ganz dicht am Feind, getrennt von ihm nur durch das schmale Tal, in das Stunden vorher noch ein letzter Spähtrupp eingedrungen war.

Inzwischen ist es 1 Uhr 50 Minuten. Die Löcher der Horchposten sitzen gedrängt voll. Es wird wenig und nur leise gesprochen. Einer möchte noch gern einen «Mund voll Qualm» haben und bringt mit aller Vorsicht eine Zigarette in Gang. Wie mag es gleich gehen? Noch zwei Stunden sind es bis zum Angriff, zwei Stunden, die sich unglaublich dehnen und deren Spannung kaum zu ertragen ist.

Und wie hier, so ist es auch an den übrigen Teilen der nördlichen Sewastopol-Front. Ueberall sind sie nach vorn gekrochen und sitzen nun, dicht gedrängt, zum Angriff bereit, zum Angriff auf den Feind, der nur hundert Meter von ihnen entfernt auf jedes Geräusch horcht und vergeblich versucht, das Dunkel dieser Nacht zu durchdringen. Daß wir kommen würden, wußten die Bolschewisten. Sie hatten sich auch von dem verstärkten Artilleriefeuer der letzten Tage nicht aus ihren Bunkern und Gräben vertreiben lassen, mit denen das ganze Kampfgelände bespickt war. Die Bildpläne unserer Luftwaffe geben Aufklärung über die zahllosen Verteidigungsanlagen, die sich wie ein Kranz um die eigentliche Festung legten.

Das Gelände hatte dem Feind manche Vorteile in die Hand gegeben. Steile Schluchten, helle Felsen und dicht bewachsene, mit Kusseln und Buschwerk überstreute Kuppeln, hier und da undurchdringliches Gestrüpp, für eine Verteidigung wie geschaffen.

Es waren keine leichten Aufträge, die unsere Divisionen hier zu erledigen hatten. Trotzdem bezweifelte niemand die planmäßige Durchführung. Artillerie und Luftwaffe und die schwersten Waffen würden ja mit dabei sein...

Langsam vergeht die Zeit, die Minuten kriechen. «Wenn wir die Schlucht mal hinter uns haben...» meint einer. «Wenn wir diese Berge verteidigten, käme keiner 'ran», antwortete im merkwürdigen Gedankensprung ein anderer aus seiner Ecke. «Hoffentlich kommen die Stukas und...»

Da verschlägt es allen die Rede: Mit einem Schlag hat die feindliche Artillerie eingesetzt und bestreut die vordersten Stellungen, schießt wie wild in eine Schlucht, durch die vor einer Stunde noch ein ganzes Bataillon nach vorn gezogen wurde. Mgs bellen auf, unsere antworten. 2-cm-Flak, dicht an den obern Rand gefahren, greift ein, und die Luft zittert, als ob jetzt bereits die Minute zum Sturm gekommen sei.

Was ist los? Alle starren gebannt in das Dunkel. Hat der Russe etwas gesehen? Ahnt er den Angriff voraus, oder ist er eben nur nervös? Keiner weiß die Antwort. Splitter zirpen durch die Luft, Steine poltern den Hang hinunter. Es wird nicht wieder ruhig.

Eine halbe Stunde dauerte dieser Zustand. Dann ist der Zeitpunkt gekommen, zu dem unsere eigenen Geschütze, Kano-

nen, Haubitzen und Mörser, leichte und schwere, mit Donnergetöse den Feind in seine Löcher zwingen, der Augenblick, von dem an unsere Artillerie 50 Minuten lang nochmals erbarmungslos auf die feindlichen Stellungen trommelt.

Jetzt wissen die drüben bestimmt, daß wir kommen. Nur schwach schießen noch einige ihrer Batterien, unser Feuer läßt sie nicht los.

Und wir warten. Nur wenige Minuten noch. 3.45 Uhr zeigt die Armbanduhr. Es ist langsam hell geworden. Die jenseitigen Hänge liegen in Staub und Pulverdampf. Jeder sucht sich im Geist schon seinen Weg ins Tal.

Und dann ist es so weit. Mit unheimlichem Gurgeln sausen die Geschosse unserer schweren Waffen an uns vorüber und halten den Feind oben nieder, soweit er nicht hineingerissen wird in die Kessel der Vernichtung. Dann stürzen sich die Stukas, die plötzlich auch da sind, auf seine Stellungen.

Das ist der Augenblick zum Sturm, und in rasendem Tempo geht es den Hang hinunter, durch die Schlucht und an der anderen Seite wieder hoch, vorbei an Minenfeldern, durch Stolperdrähte, Drahtverhaue, die von den zugeteilten Pionieren bereits zerschnitten waren, Kompagnien, Züge und Gruppen auseinandergezogen, vorwärts im blaugrauen Pulverqualm und dichtem Staub. Ein herrliches Bild des Mutes und des Angriffsgeistes.

Halblinks der Berg ist das erste Angriffsziel. Durch dichten Busch geht es langsam vorwärts. Kaum möglich für Gruppen und Züge, hier Anschluß zu halten. Eben ist einer vor uns erledigt, da schießt es wie wild von hinten. Die Russen verkriechen sich in ihre zahllosen Löcher, lassen uns vorbei und fallen uns dann in den Rücken. Mehrere Male sind kleinere und größere Teile der Infanterie so völlig abgeschnitten. Aber immer wieder gelingt dann der Anschluß, und den abgeriegelten Sowjets geht es nicht gut.

Schwierig ist jetzt auch die Arbeit der Artillerie und der Stukas. Immer und immer wieder muß die Leuchtpistole das Feuer lenken, vor- oder zurückverlegen, müssen Fliegersichtzeichen ausgelegt werden, um Kampfflugzeugen und Stukas den Weg zu weisen.

Auf dem Boden Minen über Minen. Neben mir fliegt ein Kompagnieführer in die Luft, fällt zurück und — steht, beinahe unverletzt, wieder auf den Füße. Aber nicht alle haben solches Glück. Nicht immer lassen sich die Stolperminen umgehen. Nicht immer erkennt man früh genug die kleinen Kreise, die zu Dutzenden an manchen Stellen liegen und nur auf die Berührung warten. Ueberall Teufeleien über Teufeleien . . .

Zu viert sitzen wir plötzlich allein in einem Graben und haben jede Verbindung verloren. Von hinten schießt's, von vorne schießt's, und von der Seite ist es nicht anders.

Und es geht weiter. Schritt für Schritt, Busch für Busch, und Bunker für Bunker. So schwer war es selten, aber es geht. Nach einigen Stunden bereits ist der «B-Stellen-Berg» erreicht und gestürmt, später der «Eisenbahnberg», der «Oelberg», «Bunkerberg» und wie die befestigten Feindberge alle von uns benannt worden sind. Mancher Kamerad hat das Ende des ersten Angriffstages nicht erlebt. Mancher verdankt seine Verwundung einem der zahlreichen Einzelschützen, die noch hartnäckig irgendwo im eroberten Gelände saßen und vor Verzweiflung schossen und schossen . . . Aber alle bewahrten sie Haltung. Die Zähne zusammengebissen, warteten sie auf den Augenblick, in dem sie durch die zahllosen Minenfelder nach hinten getragen werden konnten, wo ihnen die richtige Hilfe zuteil wurde.

Die ersten Höhen sind nun genommen, das Gelände zum Ansatz der Sturmgeschütze und der neuen Panzer geeignet. Morgen wird es schneller gehen im erfolgreichen Zusammenwirken aller Waffen.

Nachher

Von Urs Butz.

Nachher ist man wieder einmal zu Hause.

Da kommt einem dann manches merkwürdig vor, nachdem man zwischendurch monatelang nur Soldaten um sich herum gesehen hat, derben Männerstimmen lauschte, Achtungstellung und Gewehrgriffe riß und Löcher in die gute Erde grub. Jetzt sind wieder Frauen da, Kinder zirpen mit hohen Stimmchen Sommerliedchen, an den Wänden hängen Bilder, und man sollte auf einem bequemen Stuhl sitzen und mit seinen schwieligen Fingern feine Schreibmaschinentasten betätigen, auf daß die Honorare fließen für und für.

Monatelang hat man Flanellhemden getragen und Lismer und Kleider aus grobem Tuch. Der Kittel mußte immer — mit Ausnahme von großen Märschen — nicht nur bis zum obersten Knopf, sondern sogar inklusive Haften am gedrückten Adamsapfel oben zugeknöpft sein. An den Füßen hingen bleischwere Bergschuhe und die Haare auf dem Kopf wurden unfein durch eine stählerne Kopfbedeckung gebügelt. Alles ist nun wieder so anders. Da gibt es leichte Hemden mit weichen Kragen. Es gibt Krawatten, bunte, gelbe und blaue und rote, und beim ersten Mal weiß man gar nicht mehr richtig, wie sie eigentlich gebunden werden. Man entdeckt mit unerhörter Begeisterung die Erfindung von Halbschuhen und ertappt sich in der ersten Viertelstunde, wie man erschreckt zu den Füßen hinunterblickt, weil man meint schuhlos herumzulaufen.

Und dann der Hut.

Der kommt ganz zuletzt dran. Man denkt an ihn erst, wenn man ausgehen will. Vor allem wird jedoch das eigene Heim genossen und nicht das Heim eines Freundes oder eines Beizers. Schließlich aber kommt doch der Augenblick.

«Welchen Hut willst du anziehen?» erkundigt sich meine Frau und steht griffbereit am offenen Kleiderkasten.

«Welchen? Auf jeden Fall nicht den Stahlhelm!»

«Natürlich! Du hast aber zwei Hüte, welchen willst du?»

«Ich habe zwei Hüte?» staune ich. Niemals hätte ich gedacht, so luxuriös zu sein.

«Ja doch, den dunkelbraunen Regenhut und den hellgrauen alten Sommerhut.»

Draußen scheint die Sonne. Also her mit dem Sommerhut!

«Der ist ja ganz neu! Woher kommt denn dieser Hut?»

Sie schüttelt den Kopf:

«Aber, daß du dich nicht erinnerst. Das ist doch dein alter Hut, den du vor zwei Jahren einmal in St. Gallen gekauft hast. Er kam dann so oft in den Regen, daß ich ihn, ehe er versorgt wurde, im letzten Oktober reinigen ließ.»

Ich betrachte meinen alten Sommerhut, der mir so fremd geworden ist. Ein Prachtsstück! Ein wahres Prachtsstück! Federleicht liegt er in meiner Hand. Grau, hellgrau, ja, ein aristokratisches Hellgrau, mit dünnen kleinen Härchen, einem glänzenden Seidenflaum. Vornehm schlingt sich ein schwarzes Band ringsherum und dort, wo die gebluffte Schleife festgenäht ist, blickt ein Federchen hervor — richtig, ich entsinne mich. Die Verkäuferin in St. Gallen hat ihn mir offeriert. Es sei modern, sagte sie, und ich ließ die kleine gute Laune auf meinen Hut stecken. Ein blau-weiß gestreiftes Federchen.

Ich setze den Hut auf den Kopf und habe das Gefühl, gar nichts aufgesetzt zu haben.

Kritisch betrachtet mich meine Frau:

«Du könntest dir doch einen neuen Hut leisten.»

«Einen noch neueren Hut?»

«Nun, der da geht nun wirklich nicht mehr lange. Jedermann sieht, daß es sich um ein uraltes Modell handelt, das einmal gereinigt wurde.»

Trotzig stelle ich mich vor den Spiegel:

«Ein schöneres Stück gibt es gar nicht. Bitte, sieh nur den gesteppten Rand — und beobachte, wie vortrefflich mir der Hut ins Gesicht steht.»

«Das ist's ja gerade: Er steht dir keineswegs ins Gesicht! Da du aber kein anderes Gesicht kaufen kannst, muß eben der Hut ausgetauscht werden.»

Obwohl jeder Mann aus Erfahrung wissen sollte, daß nach solchen entschiedenen Bemerkungen jedes weitere Wort vollkommen überflüssig ist, gebe ich doch nicht nach. Einesteils bin ich nach der langen Dienstzeit die Ueberlegenheit des schwachen Geschlechts nicht mehr gewöhnt, andernteils aber erwacht in mir plötzlich die gute Freundschaft zu meinem lieben alten Hut. Zugleich schäme ich mich, daß ich ihn nicht sofort erkannt habe. Nun bin ich geradezu verpflichtet, ihn nicht so treulos herzugeben und den Filz mir-nichts-dir-nichts zum alten Eisen, bzw. der Altstoffsammlung abzugeben:

«Sieh nur, das prächtige Leder», bitte ich.

«Das Leder ist gar kein Leder, sondern eine Art Imitation. Bei der Reinigung wurde es eingenäht», spricht sie in degradierendem Tone.

«Aber ich habe ja meinen Sommerhut seit dieser Reinigung nicht ein einziges Mal getragen.»

«Seither ist aber fast ein Jahr vergangen. Und der Hut hat das ehrwürdige Alter von